

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Englisch-Ostindien

Karlsruhe, 1858 [erschienen] 1859

Allgemeine Lage von Indien nach Vertreibung der Franzosen

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

Allgemeine Lage von Indien nach Vertreibung der Franzosen.

Der charakteristische Zug dieser Periode der Geschichte Indiens, dieses Landes der Diamantminen und fabelhaften Reichthümer, ist der Geldmangel. Die europäischen Völker hatten geglaubt, sie dürften bloß den Boden dieser geheimnißvollen und wunderbaren Länder betreten, um die Fabel des Königs Midas zur Wahrheit werden zu sehen. Das Auge auf den antiken Orient gerichtet, hatte das habgierige, leichtgläubige Europa den massiv goldenen und diamantenen Sonnenthrone, wovon ihm die mythologische Poesie erzählt hatte, für baare Wirklichkeit gehalten. Man betastete bereits in der Phantasieerregung mit den Händen, die vor Begierde nach dem Golde zitterten, diese alten und riesigen Götter von massivem Golde, wie sie unbeweglich mit ihren Augen von Karfunkel die Schmelztiegel ansahen, wohin sie zu wandern bestimmt wurden. Kaum hatte man jedoch diese Throne zerschlagen, so sah man zu seinen Füßen statt des mit Zuversicht erwarteten Goldes nichts als Sand. Schlag man vollends diese Götter zusammen, daß sie in Stücke auseinanderfielen, so wurde der Boden mit einem Haufen Thonstücke bedeckt. Auch hier waren die Götter verschwunden, wenigstens die goldenen. Was noch blieb, war eine Erde, die man, wollte man leben, eben so wie die unserige mit seinem Schweiß anzubauen genöthigt war, und die zeitweise (wie heute noch) von einer Hungersnoth heimgesucht wurde, welche in kurzer Frist ein Drittel der Bewohner dahin raffte. Die Reichthümer selbst kamen aber nur im Gefolge der Arbeit. Der Schweiß befruchtete; aus dem vergossenen Blute entstanden nur Wüsteneien und Unfruchtbarkeit. Schon seit längerer Zeit hatten die Europäer auf dem indischen Boden nichts als Blut vergossen. Aber seine Schätze — wo blieben sie denn? Unter dem drückenden Harnisch seiner Sieger floß auch sein Blut; aber es war Goldschweiß, den sie seinem Busen hatten entlocken wollen, und der wollte nicht fließen. Franzosen und Engländer konnten sich nicht an die Idee gewöhnen, daß das Gold in einem Lande fehle, in das sie von so weither bloß der Durst desselben gelockt hatte. Es war zum Erbarmen, wenn man diese Handvoll Eroberer, die Armeen vernichteten und ganze Reiche zertrümmerten, jeden Augenblick durch die Kleinigkeit: den Geldmangel, in ihren Siegen aufgehalten sah. Alsdann entschädigte man sich an irgend einem armseligen kleinen Fürsten, bei dem man die Mittel zu finden hoffte, um den mächtigeren bekriegen zu können. Man ging, statt die großartigere Rolle des

Eroberers zu spielen, auf Raub aus. Der kleine Fürst, auf den man es abgesehen hatte, ließ es sich hie und da beikommen, sich zur Wehre zu setzen; fast niemals aber fand man bei ihm das Gold, was man ihm nehmen wollte. Man kam alsdann verarmt von dem Siege zurück, den man über ihn davon getragen hatte, und brachte die Ueberzeugung mit, daß der kleine Despot lieber der Zerstörung seiner Hauptstadt, der Verwüstung und Entvölkerung seines Reiches zusah, als daß er seinen Privatschatz schmälern ließ, der für ihn mehr werth war, als Hauptstadt und Königreich. Um so eifriger ward die Begierde darnach. In der Zwischenzeit ging die Gelegenheit zu größeren Thaten verloren und man begnügte sich jetzt nur noch mit einfachen Raubzügen, um mit deren Ertrag das Leben zu fristen, statt daß man großartigere Pläne verfolgte.

Dies waren, trotz der vielfachen Enttäuschungen, die hartnäckig im Auge gehaltenen Zielpunkte der Europäer. Indem man von der Idee ausging, daß der kleinste Winkel indischer Erde mit Gold angefüllt sei, machte die Leichtigkeit, mit der sich alle Fürsten Indiens ihrer Gebiete und ihrer Gewalten berauben ließen, die merkwürdige Hartnäckigkeit, womit alle diese sonst so freigebigen Fürsten ihre eigenen Schätze in Sicherheit zu bringen sich bemühten, nur um so verdächtiger. Daraus entstanden denn Erpressungen, Grausamkeiten aller Art, Verträge, die Niemand zu erfüllen beabsichtigte, so wie treulose Allianzen; und die Hindus vergalteten Gleiches mit Gleichem. In der That, wie die Europäer auf das indische Gold rechneten, spekulirten die Hindus auf dasjenige der Compagnien. Der kleinste Nayah, dessen Hülfe man zur Bekämpfung seines Nachbarn nachsuchte, schien zu glauben, Europa sei eine unerschöpfliche Goldmine und er dürfe daher seine Freundschaftsdienste nur zum höchsten Preise verkaufen. Die Wahrheit lag darin, daß der stete Krieg niemals Reichthum erwerben ließ, und daß die Reichthümer, welche man bei Jedermann voraussetzte, nur die Habsucht herausforderten, während der gänzliche Mangel von Treue und Glauben und die stets sich wiederholenden Gewaltthätigkeiten den Wohlstand vernichteten, die Dürftigkeit und die Armuth nicht sich erholen ließen.

In dieser Lage der Dinge tritt eine neue Macht, das Königreich Mysore, und ein neuer Held, Hayder-Ali, auf die Bühne. Die Familie des letzteren stammte aus dem Penschab und war niedrigen Ursprungs. Sein Urgroßvater war ein Fakir (muselmännischer Religioser) und hatte sich in Dekkan Reichthümer gesammelt. Hayder-Ali, sein Urenkel, brachte

seine Jugend unter lauter Vergnügungen zu, bewies aber hie und da die in ihm schlummernden Fähigkeiten. Einst während der Belagerung eines Schlosses, in dem sich ein Häuptling, der gegen den König von Mysore in Waffen stand, eingeschlossen hatte, zeichnete er sich in dem Grade aus, daß man ihm nach der Einnahme desselben den Befehl über eine Schaar und die Schloßwache anvertraute. So schwang er sich immer höher, bis er Beherrscher des kleinen Staates Dindigul ward und über große Reichthümer verfügte.

An der Spitze des Reiches Mysore stand damals ein Nayah, der wohl gern regiert hätte, allein seine Minister standen ihm hierin im Wege. Diese Minister waren zwei Brüder, wovon der ältere, der stets bestrittenen Gewalt überdrüssig, solche endlich seinem jüngern Bruder Numscheray überließ. Wie fast alle Potentaten Indiens, mit Ausnahme Hayder-Alli, fehlte es auch dem Nayah von Mysore an Geld. Während er sich gegen seine Minister auflehnte, thaten das Gleiche seine unbezahlten Truppen ihm. Hayder-Alli sah, daß der Augenblick günstig sei, um sich mit einem Male an die Spitze des Staates zu schwingen; er kam daher herbei, söhnte den Nayah mit seinem Ministerium, und die Truppen mit beiden aus, indem er es sich hohe Summen kosten ließ. Aber er erwarb sich dadurch die Rolle eines Vermittlers und Beschützers bei der obersten Gewalt und dieß genügte ihm für den Augenblick, wenn er auch nicht vergaß, sich gleichzeitig verschiedene Vortheile auszubedingen, wie z. B. die Abtretung von Gebiet und Festung von Bangalore. Hayder-Alli befand sich auf diesem Wege seines Schicksals, als die Mahratten, diese Gothen und Vandalen des Mongolenreiches, auf den unglücklichen Einfall kamen, in Mysore einzufallen (1759). Hayder-Alli ward jetzt durch das allgemeine Vertrauen an die Spitze des Heeres gerufen. Er schlug die Mahratten und zwang sie, seine Friedensbedingungen anzunehmen. Nach diesem Siege war er der mächtigste Mann im ganzen Reiche Mysore. Durch verschiedene Intriguen brachte er es nun nach und nach dahin, daß der Nayah dieses Landes ihm das Staatsruder überließ, und daß er in dessen Namen herrschte.

Streitigkeiten, die sich zwischen ihm, dem jetzigen Beherrscher des Dekkan und den Engländern wegen verschiedener Gebiete entspannen, brachten bald den Krieg zum Ausbruch. Hayder-Alli und sein Bundesgenosse Nizam-Alli von Dekkan griffen plötzlich die englischen Besitzungen im Carnatik an. Die Truppenmacht, welche solche decken sollte, erkannte im schnellsten Rückzuge

ihr letztes Heil und rettete sich in das Fort von Trincomaly, wo sie von Hayder-Ali belagert wurde. Gleichzeitig sandte Hayder-Ali seinen später berühmt gewordenen Sohn Tippe-Sahib von hieraus an der Spitze von 5000 Mann nach Madras ab, um diese Stadt und Festung zu über-rumpeln. Allein dieser letzte Versuch mißlang und Tippe-Sahib führte die ihm anvertraute Heeresmacht zu seinem Vater zurück.

Während die Präsidentschaft von Madras ihn nur mit großer Mühe bekämpfen konnte, ließ die von Bengalen seine vor Kurzem in Malabar erworbenen Besitzungen in seinem Rücken angreifen. Dadurch beunruhigt und ahnend, daß für ihn noch nicht die Zeit gekommen sei, seine weiteren ehrgeizigen Plane zu verwirklichen, bot Hayder-Ali endlich die Hand zum Frieden. Nachdem solcher zu Stande gekommen war, verwandte er alle seine Anstrengungen darauf, sein großes Reich zu organisiren. Wie in Allem, bekundete er auch hierbei großes Talent und brachte sein Reich auf eine Stufe der Bildung, die England zittern machte.

Während so einzelne Theile des großen Mongolenreiches das Schicksal Hindustans erfüllen halfen, wird ein kurzer Rückblick auf die Mongolen-herrschaft und ihre letzte Phase nöthig.

Der große Kaiser Aurengzeb war am 21. Februar 1707 im vierund-neunzigsten Jahre seines Alters und neunundvierzigsten seiner Regierung gestorben.

Was ihm die letzten Jahre seines Lebens verbittert hatte, war die Vorausicht, daß sein Tod seinen Söhnen den willkommenen Anlaß bieten würde, sich um den Besitz seines Thrones zu streiten. Schon zu seiner Lebzeit hatte sich Mohamed, sein ältester Sohn, gegen ihn aufgelehnt und war im Gefängnisse gestorben. Kaum hatte der große Kaiser die Augen geschlossen, als der Krieg unter seinen übrigen drei Söhnen ausbrach. Schah-Allam, der älteste derselben und zugleich derjenige, der die stärkste Partei für sich hatte, war ein Mann von sanfter lebenswürdiger Gemüthsart. Um sie zu bewegen, ihre Ansprüche aufzugeben, machte er ihnen die freigebigsten Anerbietungen, aber Ehrgeiz und schlimme Raths ließen sie das Glück der Waffen versuchen. Sie wurden geschlagen; der eine derselben blieb in der Schlacht, der andere machte seinem Leben ein Ende. So bestieg Schah-Allam den Thron, zwar schmerz erfüllt, aber rein von Gewaltthat.

Dieser Fürst scheint den Vorsatz gehabt zu haben, seinem Reiche den Frieden zu geben, selbst mit Opfern, zu denen seine Vorgänger niemals

hatten vermocht werden können. So traf er ein Uebereinkommen mit den Nadschputen, zu Bedingungen, welche ihm kaum noch einen Schatten von Gewalt über diese stolzen Stämme ließen. Auch den Mahratten machte er Zugeständnisse, zu denen sein Vater, obgleich zu schwach, sie zu bekämpfen, niemals zu bewegen gewesen war. Ein neuer Gegner erstand ihm jetzt in den Sikhs.

Die Sikhs waren schon zur Zeit der Herrschaft Babers, aber nur als religiöse Sekte erschienen. Ihr Oberhaupt Nanek, ebenfalls ein Mann von sanfter, träumerischer Gemüthsart, hatte, im Kummer darüber, daß so heftige religiöse Kämpfe die Hindus und Mahomedaner in zwei feindliche Lager theilten, den Versuch gemacht, eine Annäherung zwischen beiden Religionen zu Stande zu bringen. Indem er einer jeden derselben ihre hauptsächlichsten Ceremonien und Grunddogmen entlich, suchte er solche zu einem Glauben zu verschmelzen, der, wie jede derselben, das Einwirken einer höchsten Vorsehung auf die Dinge dieser Welt, so wie die Bestrafung des Guten und Bösen im Jenseits als Hauptlehre sätze enthielt. Die Zahl der Sikhs nahm rasch zu; andere Sekten schlossen sich ihnen an.

Unter der Regierung des Philosophen Akbar und seiner unmittelbaren Nachfolger hatte Niemand daran gedacht, sie zu beunruhigen; sie selbst störten in nichts die Ruhe des Reiches. Erst Aurengzeb machte sie in seinem fanatischen Eifer der religiösen Verfolgung zu den schlimmsten Feinden des Mongolenreiches. Tig-Bahadur, ihr Oberhaupt oder ihren Patriarchen hatte er festnehmen, in die Feste Gwalior einsperren und dort tödten lassen. Diese Gewaltthat änderte den Geist der bis dahin so friedlichen Sikhs, und Gurn-Govind, der Sohn des Tig, schwor, sein ganzes Leben hindurch seinen Vater zu rächen. Er hielt Wort. Nachdem es ihm gelungen war, dieselben Gefühle allen den Seinigen einzulösen, bewaffnete er sie, gab ihnen eine militärische Organisation und machte so aus einem Volke friedlicher Fakirs ein Heer beutelustiger Fanatiker. Genöthigt mit seinen ungelübten Banden den Armeen Aurengzebs, der damals im Zenith seiner Macht stand, im Felde zu begegnen, konnte er nicht mit Erfolg derselben widerstehen. Sein Heer ward auseinandergesprengt, seine zwei Söhne gefangen genommen und getödtet, er selbst fand sein Heil in der Flucht. Allein der Geist der militärischen Gesellschaft, welche ihm ihre Schöpfung verdankte, erlosch nicht mit ihm. Das Unglück und die Ungerechtigkeit, welche sie zu erdulden hatten, machte sie nur um so wilder und entschlossener. Nachdem sie Jahre damit zugebracht hatten, in den Gebirgen

des Himalaya herumzuirren, benutzten die Sikhs den Tod Aurengzebs, um sich wieder den nördlichen Provinzen des Reichs zu nähern.

Ihr damaliges Oberhaupt war ein gewisser Banda, der, aus der Schule Gorn-Gowinds hervorgegangen, den Namen seines Meisters annahm. Die Verwüstungen, welche damals die Sikhs anrichteten, waren um so schrecklicher, als sie vom Durst unversöhnlicher Rache eingegeben wurden. Verfolgt, wußten sie auch diesmal sich der Vergeltung zu entziehen, hielten sich aber doch für einige Zeit ruhiger.

Die Weisheit, welche Schah-Allam in allen Handlungen seiner Regierung kund gab, trug nicht wenig dazu bei, das mongolische Reich noch einige Zeit zusammenzuhalten, allein nach kaum fünf Jahren seines Regierungsantrittes starb er (1712) in seinem Lager vor Lahore.

Letzte Phase des Mongolenreichs.

Nach dem Tode Schah-Allams entspann sich zwischen seinen Söhnen, und als diese theils im Kampfe gefallen, theils umgebracht waren, zwischen verschiedenen Prätendenten ein Streit um den Thron. Dies benutzten abermals die Mahratten und verwüsteten das Reich bis an die Thore von Delhi. Gleich als ob es jedoch an innern Kriegen und äußern Einfällen nicht genügt hätte, so kam von außen noch ein anderer gefährlicher Feind hinzu, um das bereits wankende Gebäude des Mongolenreichs vollends umzuwerfen.

Seit einem halben Jahrhundert war Persien durch heftige Stürme erregt. Die Afghanen hatten aus ihren Bergen hervor sich Ispahans bemächtigt und alle Prinzen des persischen Königshauses bis auf einen, Namens Thamas, getödtet. Dieser hatte sich zu den Hirtenstämmen geflüchtet, die ihre Heerden auf den Bergflächen im Norden von Persien weiden. Diese kriegerischen Hirten nahmen sich mit Wärme der Sache des letzten Sprossen der königlichen Familie an, und bildeten so um ihn herum eine mächtige Armee. Unter ihren Anführern befand sich auch ein junger Mann Namens Nadir, der sich bald so vortheilhaft auszeichnete, daß ihm der Oberbefehl übertragen wurde. Nach verschiedenen Siegen nahm er Ispahan wieder ein und vertrieb die Afghanen vollständig aus Persien. So große Erfolge hatten den persischen Truppen mehr Vertrauen zu Nadir, als zu dem, in dessen Namen sie die Waffen trugen, eingeflößt. Hierdurch keck gemacht, ließ der ehrgeizige Hirtenanführer den Prinzen in